

Neuester Unterhaltungsroman

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 43. 1889.

Die Sklavin.

Novelle
 von
Alfred Stelzner.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Prüfend sah Herbert an dem hohen eisernen Gitter empor. Er schätzte es als ein unschwer zu überwindendes Hinderniß. Dennoch aber konnte er eine Uebersteigung desselben nicht wagen, die Straße war nicht unbesetzt genug zur Ausföhrung solchen Vorhabens.

Schnell entschlossen wandte er sich endlich ab, hastigen Schrittes durcheilte er eine unfern vom Plage abzweigende Querstraße, bog dann in einen einsamen, dunklen Nebenweg ein, und stand nun vor einer manns hohen Gartenmauer an der Hinterfront des Ruyter'schen Besitzthums, wie er schon an dem dichten, hochragenden Baumwuchs erkannte, und sich zur Uebergenüge durch Abzählen der vorhin passirten Grundstücke versichert hatte.

Mit leichtem Sprunge packte er das Gefimse der Mauer, stemmte sich an derselben empor, und ließ sich an der anderen Seite geräuschlos wieder herab.

Er befand sich inmitten eines fortlaufenden Bambusgebüsches, dessen senkrechte Rohre sich wie ein Gitter vor ihm zusammenschlossen. Horschend spähte er eine Zeit lang um sich und bahnte sich sodann, mit nerviger Faust das Strauchwerk zur Seite biegend, einen Weg in's Innere des Gartens.

Eher als er erwartete, hatte er einen Kiesweg erreicht, und schlich sich nun behutsam auf ein Licht zu, das aus der Ferne ihm entgegenblinkte. Niemand hatte offenbar seine Annäherung an die Villa bemerkt.

An der offenen Hintergalerie hemmte er plötzlich erschrocken den Schritt, Männerstimmen waren laut geworden.

Bewundert und bestürzt zugleich hatte er im Innern

der Gallerie durch eine Spalte der herabgelassenen Vorhänge zwei uniformirte Polizeidiener bemerkt, die bei einer Kanne Wein sehr ungenirt Karten spielten, während am anderen Ende des Raumes ein vierschrötiges, Herbert durchaus unbekanntes Frauenzimmer mit einer Handarbeit beschäftigt war. Sonst war Niemand in der Gallerie zu entdecken.

Vorsichtig tastend schritt Herbert weiter, denn vor diesen Leuten mochte er sich nicht sehen lassen, jetzt kam er an ein schmales, mit schweren Eisenstäben vergittertes Fenster, aus dem ein mütter Lichtschein in's Freie drang. Er vermuthete, daß es einer Gefindestube angehören mußte. Geräuschlos schlich er an dasselbe heran und fand es nicht nur geöffnet, sondern sah auch in dem Raume eine Gestalt, in der er zu seiner freudigen Genugthuung Sidin, Clima's Bruder, erkannte.

Ueberrascht fuhr derselbe von seinem Buche auf, als er leise seinen Namen rufen hörte, und eine helle Freude strahlte ihm aus den lebhaften Zügen, als er Denjenigen erkannte, der ihm und der Schwester schon einmal so hochherzig geholfen.

„Du bist erstaunt, Sidin, mich hier zu

sehen,“ hob Herbert in leisem Flüsterton an. „Ich mußte mich heimlich heranschleichen, weil ich sonst sicherlich weder Dich noch Clima zu Gesicht bekommen hätte.“

„Großer Jammer, Herr, großes Glend!“ versetzte der Angeredete in ebenso leisem Flüsterton, sich eng an das Gitter drückend. „Alles verändert hier!“

„Ich weiß, Sidin. Du wirst aber unser Ausbleiben begreifen, wenn ich Dir sage, daß wir erst vor einer Stunde aus Garoet von der Jagd heimkehrten. Wo ist Clima?“

„Es waren schreckliche Tage, Herr, und es kommen noch schrecklichere Tage. O, daß die gute Herrin sterben mußte! Die neue Herrin ist böß. Clima ist dort in der Kammer. Ich werde sie holen. Sie haben uns eingesperrt, Herr, weil sie fürchten, daß wir davonlaufen. Zwei Wächter von der Polizei und eine abscheuliche alte Heze sitzen im Haus als Aufseher.“

„Geh', bring' die Schwester hierher, wenn Du kannst,“ drängte Herbert ungeduldig.

„Ich kann es, Herr! Sie drohte, sich zu tödten, wenn man sie von meiner Seite nähme.“

Da gaben sie nach. Und doch wollen wir sterben, ehe sie uns verkaufen.“

„Ich will euch retten, Sidin,“ flüsterte Herbert, dessen Erregung von Minute zu Minute wuchs, „ich will es versuchen. Deshalb kam ich, um mit euch zu sprechen. Willst Du in der Kammer bleiben, wenn ich mit Deiner Schwester spreche,“ setzte er zögernd hinzu. „Willst Du uns so lange allein lassen?“

„Ich will es, Herr.“

Ein Minute später erschien Clima selbst am Gitter. In ihrer ganzen Haltung brückte sich ein verwirrendes Gefühl von Furcht und Freude, von Zaghaftigkeit und Hingebung aus, als sie Herbert's ansichtig wurde.

Sie mußte geweint haben; die langen Wimpern der großen glänzenden Augen zeigten noch Spuren von Thränen, und sie sah mit einem so unendlich bewegten



Die deutsche Reichsbank in Berlin. (S. 339)

und rührenden Blick auf Herbert, daß dieser im innersten Herzen sich erschütterte und beseligt fühlte.

Dreimal noch hatte er nach jenem in der That verhängnisvollen Abend, an den eine kleine, unscheinbare Narbe ihn zeitlebens erinnern sollte, das Mädchen in Gesellschaft des Kapitäns und der Frau des Hauses wiedergesehen, ohne Gelegenheit zu finden, dasselbe allein zu sprechen; ungern hatte er sein Versprechen eingelöst und an dem Jagdausflug theilgenommen; das Bild der Geliebten hatte ihn in den Wochen der Trennung im Wachen und im Träumen verfolgt, immer ungeflümmter war seine Sehnsucht gewachsen, sie wiederzusehen, um ihr zu sagen, worüber er die lange Zeit im tiefsten Herzen Klarheit errungen; jetzt fühlte er sich Clima mit einem Male so unendlich nahe und vertraut, als ob er jeden Schlag ihres Herzens von jeher belauscht hätte, und jede Regung ihrer Seele ihm immerdar bekannt gewesen sein müsse.

Hingerissen von seinen Alles überwältigenden Gefühlen hatte er die kleine, weiche Hand des Mädchens stürmisch gepackt und sie mit brennenden Küssen bedeckt.

„Clima,“ stammelte er in beständigem Flüsterton, „ich darf Dich so traulich nennen, süßes Mädchen, weil ich Dich liebe, unsäglich liebe, wie ich weiß, daß Du mich liebst seit der ersten Stunde, da ich Dich sah. So küßtest Du mich, und so vergelt ich Dir's“ — wieder und wieder drückte er ihre zuckende Hand an ihre Lippen — „so, so verlobe ich mich Dir, weil ich Dich nicht halten kann in meinen Armen, an meinem Herzen.“

Wie ein Rausch von Glück und Seligkeit zog es über das auf's Tiefste erschütterte Mädchen hin, auf deren Antlitz jähes Erdröthen und Erblichen wechselten. Sie hatte die Linke auf die stürmisch wogende Brust gepreßt, und sie wankte, als ob das Uebermaß von trunkenen Empfindungen sie übermanne.

„Sag, daß Du mich liebst,“ flüsterte Herbert in überströmender Zärtlichkeit. „Sag, daß Du mein bist, mein eigen allezeit!“

Mit unbeschreiblichem Blick sah Clima auf den Geliebten nieder. Zwei schwere Thränen rannen ihr langsam über die glühenden Wangen und doch umspielte ein seliges Lächeln ihre bebenden Lippen.

Zu sprechen jedoch vermochte sie kein Wort. In ihren leuchtenden Augen nur las Herbert die glühendsten Beheuerungen, die hinschmelzende Erwiderung seiner Liebe.

Und wie sie standen Aug' in Auge, so flutheten ihre Seelen zu köstlichem Bunde ineinander, und sie fühlten sich entrückt während eines langen, innigen Schweigens allen Grenzen der Zeit und des Raumes. —

Erst das Erscheinen Sidin's entriß sie dieser verückten Selbstverlorenheit und brachte sie wieder zur Besinnung.

„Seien Sie auf der Hut!“ raunte der Eintretende mit verhaltener Stimme Herbert zu. „Ich hörte Stühle rücken. Die alte Heze horcht zuweilen hier an der verschlossenen Thür. Ich hab's längst gemerkt!“

„Höre, Sidin,“ rief Herbert, einer plötzlichen Eingebung folgend, „komm näher heran, daß Du mich gut verstehst. Am liebsten würde ich Dich und Clima gleich jetzt aus diesem Kerker befreien. Sind die Eisenstangen sehr fest?“

„Leider sehr fest, Herr! Bis morgen Abend aber hätte ich sie bewältigt — sicherlich!“

„Würdest Du mir folgen, Clima, wohin es auch sei?“ flüsterte Herbert dem erröthenden Mädchen leise zu.

„Wohin es auch sei!“

Herbert sah flammenden Auges auf sie hin. Es waren die ersten Worte, die sie sprach, und sie klangen ihm wie himmlische Musik in den Ohren.

„Sidin,“ rief er nach einer Weile tief auf-

athmend und sich gewaltsam aufrassend, „sind denn alle Thüren verschlossen?“

„Alles verschlossen, Herr, doppelt und dreifach verschlossen und verriegelt! Man würde es leicht hören, wenn ich mir an den Thüren zu schaffen machen wollte!“

Herbert hatte sich überzeugt, daß die dicken und ohnedies durch eine Querschiene versteiften Eisenstangen selbst im Laufe von Stunden nicht zu durchbrechen waren. Es blieb nichts übrig, als die Befreiung der Geliebten bis auf morgen Abend zu verschieben. Das sah er nur zu wohl ein. Bis dahin würde Sidin das Hinderniß vielleicht beseitigen können.

„Haltet euch bereit zu morgen Abend um dieselbe Stunde!“ raute Herbert ihm zu. „Bis dahin machst Du das Gitter los, Sidin, verstehest Du?“

„Ja, Herr. Doch jetzt geht, es ist die höchste Zeit!“

„Und Du, Clima,“ wandte Herbert sich noch einmal zurück, „versprichst mir hoch und heilig, daß Du Dir kein Leid anthon wirst, so lange Du noch ein Flünkchen Hoffnung auf unsere Vereinigung hegen kannst.“

Das Mädchen nickte ihm innig zu. Wehmuth, Angst und Besorgniß aber spiegelten sich in ihren seltsam bewegten Zügen wieder.

Es war die höchste Zeit gewesen, daß Herbert sich zurückgezogen hatte, denn kaum nachdem er, vorsichtig ausspähend, ein paar Schritte über den Weg gethan, hörte er eine Thür zuschlagen und gleich darauf eine kneisende Weiberstimme auf die Zurückgebliebenen einfahren.

„He, was gibt's denn zu jischeln mitsammen,“ scholl es in's Freie, „und gar am offenen Fenster! Hör' ich nicht Schritte da draußen? Bei Gott, 's ist nicht geheuer in dem vermaledeiten Hause! Und dort — ich will nicht gesund sein, wenn dort nicht Jemand in den Busch schlüpft! Halloh! Die Polizei soll nachsehen! Da ist was nicht richtig, ihr Halunken!“

Gilends war Herbert denselben Weg zurückgegangen, auf dem er vorhin gekommen war, und gerade, als er sich mit nicht geringer Anstrengung wieder auf den Rand der Mauer geschwungen, bemerkte er, wie der Schein zweier Fackeln auftauchte, die sich in der Richtung auf ihn zu bewegten.

Geräuschlos ließ er sich jenseits zur Erde gleiten, und mehr laufend als gehend, erreichte er bald darauf die Stelle, wo der Wagen, der ihn hergebracht, noch immer seiner harrete.

Nach kaum einer Viertelstunde saß er wieder dem Kapitan gegenüber, der seinen Bericht mit aller Theilnahme anhörte. Als aber Herbert ihm schließlich das Ansinnen stellte, den zu Befreienden auf seinem Schiffe eine heimliche Zufluchtsstätte zu gewähren und sie, wie ihn selbst, als Passagiere aufzunehmen, erhob er sich plöglich mit bedenklicher Miene und lehnte es ab, an diesem Abend noch eine Entscheidung zu treffen.

„Was ich irgend für Sie thun, was ich mit Ehre und Gewissen irgend vereinbaren kann, Lieber Grotter, wird geschehen. Wir wollen die Frage in aller Ruhe morgen früh noch einmal gründlich besprechen. Und dann will ich Ihnen meine Meinung sagen. Heute fühle ich mich so todmüde, daß es mir unmöglich ist, den immerhin doch sehr bedenklichen Fall richtig zu beurtheilen. Auch Ihnen wird die Ruhe gut thun! Morgen stehe ich zu Ihrer Verfügung!“

4.

Durch eine Mittheilung von nur wenigen Worten, welche Herbert am nächsten Vormittag zu seiner Bestürzung erhielt, war der Kapitan der immerhin sehr peinlichen Verlegenheit, über das bedenkliche Ansinnen, das jener ihm am gestrigen Abend gestellt, eine Entscheidung zu treffen, überhoben worden.

Man hätte Clima, weil dringender Fluchtverdacht vorläge, zur größeren Sicherheit schon am frühen Morgen in's Haus des Herrn van der Pulle — so hieß der Schwiegersohn der Wittve Franffen — übergeführt, wo sie unter strengster Aufsicht bis zur Auktion verbleiben werde.

Das war der Inhalt der niederschmetternden Botschaft, die Herbert in Gestalt eines kleinen, in offener Hast bekräftelten Zettels von einem Javanentkneben überbracht worden war, der nicht die geringste Auskunft zu geben vermochte. Sidin, der sich vorsichtiger Weise der deutschen Sprache bedient, hatte noch angefügt, daß er den Zettel dem Schließer des Hauses, seinem Kameraden, der weniger streng bewacht würde, zur Beforgung übergeben hätte, und es war Herbert nicht zweifelhaft, daß dieser Letztere, dessen er sich wohl erinnerte, die erste beste Gelegenheit wahrgenommen und die Weiterbeforgung irgend einem der auf dem Königsplatz herumlungernenden Bettelungen übertragen hatte.

Stunden lang war Herbert durch diese unvermuthete Nachricht, die ihm jede Hoffnung auf Clima's Rettung abzuschneiden schien, so niedergedrückt, daß er sich außer Stande fühlte, irgend einen klaren Gedanken zu fassen; erst nach einer, seinerseits sehr erregten Berathschlagung mit dem Kapitan war er auf die naheliegende Idee gekommen, den Versuch zu machen, das Mädchen zu kaufen.

„Und Sie, Kapitan,“ hatte er die bezüglichen Erörterungen mit dringender Beredtsamkeit geschlossen, „werden mir den herzlich erbetenen Liebesdienst nicht verweigern, die Unterhandlungen mit den Kuyter'schen Erben selbst in die Hand zu nehmen. Ich kann durch die Vermittlung und Gutsagen von Adlung & Comp. hier jede Stunde über mein persönliches Vermögen frei verfügen, über rund fünf- und dreißigtausend Gulden. Fünf bis zehntausend Gulden, unter Umständen noch mehr, würde mein Chef mir gewiß kreditiren, so daß Sie bis fünfzigtausend Gulden bieten dürfen. Wahrscheinlich aber sind die Kuyter'schen Erben schon mit dem zehnten Theile zufrieden; jedenfalls brauche ich Sie wohl nicht erst zu versichern, daß ich Alles, was ich besitze, mit Freuden hingebe für die Befreiung des Mädchens.“

Schweigend und den ausdrucksvollen Kopf nachdenklich in die Hand gestützt, hatte der Kapitan diesen eindringlichen Worten zugehört, zerstreut gelächelt, als Herbert ihn noch darauf hinwies, daß bei den Erben auch nicht der geringste Verdacht aufkommen dürfe, daß die Unterhandlungen im Auftrage eines Dritten, geschweige denn in seinem — Herbert's Auftrage angeknüpft würden, und hatte nach längerem Ueberlegen sich endlich bereit erklärt, dem Anliegen zu entsprechen.

„Hätte mir's freilich nie träumen lassen, lieber Freund,“ hatte er gelächelt, „daß ich noch einstmals Menschenhandel treiben würde, aber Ihnen zu Liebe bin ich selbst dazu bereit. Lassen Sie einen Wagen kommen und mir vom Wirth die Adresse dieses Herrn van der Pulle aufschreiben. Das Weitere werde ich dann auf dem Wege zu meinem Arzte, den ich hoffentlich das letzte Mal konsultire, nach besten Kräften besorgen.“

Wenn Herbert in seiner ersten Begeisterung ein Mißlingen dieses Planes überhaupt für ausgeschlossen und, nachdem der Kapitan ihn verlassen, mindestens doch für höchst unwahrscheinlich gehalten hatte, so sollte er durch die Rückkehr desselben auf's Herbeste enttäuscht werden.

Die Unterhandlung war als gründlich gescheitert zu betrachten. Die Wittve Franffen hatte im Namen der erbberechtigten Tochter alle Gebote, und selbst das höchste, kurzer Hand mit der Bemerkung abgelehnt, daß sie schon einmal in Versuchung geführt worden sei, und

zwar durch das außerordentlich hohe Gebot eines feineinreichen Chinesen, die Sklavin unter der Hand zu verkaufen, daß sich übrigens schon mehrere Kaufliebhaber gefunden hätten, und gerade deshalb im wohlverstandenen Interesse der Erbin auf dem Meistgebot der Konkurrenten bei Gelegenheit der nahe bevorstehenden Versteigerung beharrt werden müsse.

Eine grimmige Verwünschung war Alles, womit Herbert auf den ausführlichen Bericht des Kapitäns geantwortet hatte.

Kein Trosteswort vermochte ihn seinem dumpfen, finsternen Brüten zu entreißen, dem er verfallen war; er schien es zu überhören, was Jener, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, von seinem Arzte erzählte, der ihn versichert hätte, daß alle Gefahr vorüber wäre und seine Wunden nun sehr bald vernarben würden, was ihm, dem Kapitän, um so lieber wäre, als er in spätestens acht Tagen schon in See gehen wolle, da der „Sirius“ bis dahin infolge sehr günstiger Ladeverhältnisse segelfertig sei.

Mit einem krampfhaften Aufschluchzen, das dem Kapitän tief in die Seele schnitt, war Herbert plötzlich aufgesprungen, hatte drohend die Fäuste vor sich hingeballt, und war dann auf sein Zimmer geeilt, um sich bis zum späten Abend nicht wieder blicken zu lassen.

In den nächsten Tagen suchte der Rathlose verschiedene Advokaten auf, um deren Gutachten über den von ihm ohne Namensnennung vortragenen Fall einzuholen. Nichts wollte er unvernußt lassen, um der Geliebten die Schande der öffentlichen Versteigerung zu ersparen. Er suchte das Bureau des Landrathes auf, ja, er war zweimal in der Kanzlei des Generalgouverneurs. Ueberall aber begegnete er gleichgültigem Achselzucken und dem Bescheide, daß sich in einer Sache, die durchaus auf dem Boden des Gesetzes stehe, selbstverständlich auch nicht das Mindeste thun ließe.

So verstrich die Zeit in bangster Erwartung und Hoffnungslosigkeit, und der angelegte Tag der Auktion war gekommen, ohne daß Herbert seinem Ziele, der Befreiung Clima's, auch nur einen winzigen Schritt näher gekommen wäre.

Mit jeder Stunde stieg seine Erregung, bis er endlich im entscheidenden Augenblicke dem einzig möglichen Troste des Kapitäns, sich in's Unvermeidliche zu fügen, wohl oder übel zugänglich werden mußte.

Mit der Entschlossenheit, wie sie verhaltener Grimm und wilder Trost und Verzweiflung, die sich an einen letzten Rettungsanker klammert, so unheimlich zeitigt, begab er sich in Begleitung des Kapitäns zum Kuyter'schen Hause, wo auf dem freien Platz vor der Veranda schon am Vormittag die Versteigerung begonnen hatte, und jetzt — es war gegen drei Uhr — mit derselben fortgefahren werden sollte.

Schon von Weitem hatte er den dumpfen Ton vernommen, den ein Eingeborener zum gewöhnlichen Zeichen, daß Auktion gehalten würde, in regelmäßigen Pausen einem kupfernen Becken mit gewichtigem Klöppel entlockte. Hundertmal mochte er diesen Zeichen gleichgültig zugehört haben; heute hatte der Ton für ihn eine verzweifelte Aehnlichkeit mit den erschütternden Lauten einer Sterbeglocke, die an die Vernichtung alles irdischen Glückes gemahnt.

Das Gartenthor des Hauses stand weit geöffnet, die Wege waren gesäubert, und an dem sonst so einsamen Orte herrschte das regste Treiben.

Ohne den Blick zu wenden war Herbert an der Seite des Kapitäns geraden Weges auf die Veranda zugeschritten und hatte auf deren Stufen einen Platz gewählt, von dem aus er Alles bequem zu übersehen vermochte. Er stand nachlässig an eine Säule gelehnt, und nur die seltsame Blässe seines Antlitzes, der hin und wieder glühend aufflammende Blick

seiner unruhigen Augen, und ein finster drohender Zug, der seine festgeschlossenen Lippen umspielte, ließ seine ungeheure Erregung errathen.

Inmitten des freien Platzes vor der Veranda stand eine plumpe Tafel, die mit Hausrath aller Art übervoll bedeckt war, während zur Seite derselben sich eine Menge Möbel aufgestapelt fanden, die zumeist mit Nummern und kleinen Zetteln versehen waren.

Zahlreiche Käufer und wohl noch mehr Zuschauer hatten sich eingefunden, Holländer und Deutsche, Franzosen, Engländer und Amerikaner, insbesondere viele Chinesen, auch Armenier, Araber und Javanen, die insgesammt den ausgestellten Sachen eine mehr oder weniger kritische Musterung angedeihen ließen.

In Batavia zählten früher derartige Auktionen zu den öffentlichen Lustbarkeiten, zu denen man sich einfand, nicht so sehr um zu kaufen, als um zu gucken und Stadtklatsch zu sammeln; insbesondere durch die Auktion des Kuyter'schen Nachlasses aber war sogar eine ungewöhnliche Anzahl von Müßiggängern angelockt worden, welche die Anzeige über die „ganz außerordentliche Schönheit“ der zur Erbschaftsmasse gehörigen Sklavin gereizt hatte.

Um den Auktionator, in dessen Nähe einige Polizeibeamten postirt waren, hatten sich nur die eigentlichen Käufer versammelt, während der Hauptstrom der Neugierigen an Herbert vorüber durch die Veranda in den Salon des Hauses fluthete. Dort mußten also zweifellos Sidin und Clima zur Besichtigung ausgestellt sein.

Um keinen Preis der Welt hätte Herbert es über sich vermocht, sich diesen Neugierigen anzuschließen, um Clima hier gegenüber zu treten; denn er fühlte nur zu wohl, daß die Unglückliche in nichts achtendem Gefühlsausbruch bei seinem Anblick sich selbst und ihre Liebe vor aller Welt verrathen mußte. Und doch erzitterte er in aufwallendem Zorn, und eine Thräne ohnmächtiger Wuth preßte sich zwischen seine Wimpern, als er sich vergegenwärtigte, mit welcher mitleidlosen, frechen Blicken und unverschämten Fragen die Kerls wohl behelligt wurde, die bei ihrer holdseligen Unschuld sicherlich vor Scham verging.

„Sie muß unsäglich leiden,“ flüsterte er dem Kapitän zu. Dieser, der eben aus dem Saale zurückkam, nickte.

„Schändlich, dieser Menschenhandel! Ein alter Kerl von Chinesen musterte sie beharrlich — wahrscheinlich war es Si-Tschung, der Schuft — daß es mir in den Fingern juckte, ihm eins hinzulangen. Uebrigens viele gemeine, abstoßende Gesichter hier; nur die Franzosen, die würdigen Damen, habe ich nirgends bemerkt. — Aber nur Muth, lieber Grotter, ich glaube in Ihrem Sinne zu handeln, als ich Clima auf Ihre Anwesenheit vorbereitete und sie versicherte, daß Sie sie auf alle Fälle freikaufen würden.“

Herbert nickte dem Kapitän dankbar zu, entgegnete jedoch nichts. —

Die Versteigerung hatte inzwischen längst begonnen und ihren geregelten Fortgang genommen. Unaufhörlich erscholl die einformig heisere Stimme des Auktionators, der sich seiner Pflichten mit dem gelassenen Gange und der mechanischen Geschmeidigkeit einer Maschine entledigte. Stück auf Stück des Hausstandes verschwand unter dem Hammer und wurde von geschäftigen Kulis aus dem Garten getragen und in die Wohnung des neuen Eigenthümers geschafft. So war Alles, was auf dem Plage gestanden hatte, nach einander an die Reihe gekommen, als endlich zu guter Letzt die fünf Menschen aufgerufen wurden, die in allen Wärttern der Stadt wiederholt ausgeführt worden waren.

„Endlich!“ rief der Kapitän ungeduldig,

der schon unzählige Mal seine Uhr gezogen hatte. „Es ist weit über Fünf. Ich muß jedenfalls noch bei Tage an Bord. Zu sechs Uhr habe ich mein Boot an den Landungsplatz bestellt. Möchte meine Leute nicht gern lange warten lassen. Und wenn der Wind günstig ist, gehe ich gegen Mitternacht in See. Dann geht der Mond auf.“ fügte er hinzu, als Herbert ihn fragend ansah, „Vollmond! Bei bedecktem Himmel werde ich bis Tagesanbruch warten müssen. Die Küste ist nicht ungefährlich.“

„Könnten Sie Ihre Abreise nicht doch noch verschieben?“ fragte Herbert. „Es ist mir, als ob es ein Unglück gebe, und ich Ihrer Hilfe noch dringend bedürftig wäre!“

Der Kapitän sah seinen finster zu Boden blickenden Gefährten kopfschüttelnd an, wurde jedoch von einer Entgegnung durch das Erscheinen der Sklaven abgelenkt.

Die Unglücklichen näherten sich der langen Tafel, auf der sie, wie es so Brauch war, feilgeboten werden sollten, unsicheren Schrittes und mit niedergeschlagenen Augen.

Aller Blicke waren neugierig auf diese kostbare Waare, vor Allem auf Clima gerichtet, bei deren Erscheinen ein unwillkürliches Murmeln der Bewunderung durch die Menge ging.

Clima hatte in ihrer Verwirrung Herbert nicht bemerkt, als sie an ihm vorüber die Stufen der Veranda hinabgeschritten war; und sie hob auch dann nicht den Blick, als sie jetzt am Rande der Tafel stand, auf welche sie ihre bebende Rechte gestützt hatte, wie wenn sie eines Haltes bedürftig wäre.

Herbert aber starrte auf sie hin mit flammenden Augen voll Liebe und Zorn, voll unsäglichsten Mitleids und wildestem Trost, und jede Thräne, die er an ihren tiefgesenkten Wimpern hervorquellen und ihr über die Wangen perlen sah, erpreßte ihm ein dumpfes, drohendes Stöhnen.

„Auf die Tafel!“ befahl der Auktionator, der einen kleinentritt herangerückt hatte.

Die Köchin, eine ältere Frau, welche, wie der Kapitän sich erinnerte, Clima's Eltern noch gekannt, kam dem an sie gerichteten Befehle in demüthiger Haltung nach.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Reichsbank in Berlin.

(Mit Bild auf Seite 337.)

Das deutsche Reichsbankgebäude in Berlin, von dem wir auf Seite 337 eine Ansicht bringen, ist ein ornamentaler Prachtbau, zwischen Kur- und Oberwallstraße gelegen, nach Hitzig's Plänen erbaut und 1877 vollendet. Der über dem Hauptportal befindliche bildhauerische Schmuck, Germania als Beschützerin des Handels, der Schifffahrt, der Viehzucht und der Industrie darstellend, ist von Professor Franz. Die Gesamtkosten beliefen sich auf 4,200,000 Mark. Unter dem Reichsbankdirektorium stehen folgende, in dem riesigen Bau untergebrachte Abtheilungen: die Reichshauptbank, das Centralbureau, das Bureau für Abnahme der Rechnungen, das Archiv für Bankanteile, die Hauptbuchhalterei, die Reichsbank-Hauptkasse, das Diskontocomptoir, das Lombardcomptoir mit Kontrolle, das Comptoir für Werthpapiere und einige andere, minder wichtige Abtheilungen. Besonders sehenswert sind die Sicherheitsvorrichtungen, welche angebracht sind, um die hier aufbewahrten ungeheuren Schätze sowohl gegen Diebe als gegen Feuergefahr zu schützen. Der Vortrefor im Erdgeschoß mit gegen 230 Quadratmeter Grundfläche kann 45 Millionen Mark in Silber aufnehmen; der Haupttrefor jedoch, der 1000 Quadratmeter Grundfläche hat, liegt im Keller unter dem Hauptkassenraum, mit dem er durch eine hydraulische Hebevorrichtung in Verbindung steht.

Die Feier der Kirchweih in Schwaben.

(Mit Abbildung.)

Bei den Kirchweihen auf dem Lande findet man vielfach noch ganz eigenartige alte Bräuche, so namentlich auch in Schwaben, und unsere Abbildung stellt zwei der merkwürdigsten davon dar. Das obere Bild zeigt den sogenannten Hammeltanz. Es wird dazu eine Stange errichtet und an dieser mittelst einer langen Lunte ein breiter Holzreif befestigt, in welchen man ein Glas mit Wein stellt. Nachdem die Lunte angezündet, beginnt der Tanz um die Stange in der Weise, daß jedes Paar dieselbe einmal umkreist. Die Glücklichsten, welche gerade an der Reihe sind, wenn die Lunte abgebrannt ist und der Reif mit dem Glase herunterfällt, erhalten den als Preis ausgesetzten Hammel. Nicht minder originell ist die Sitte des Kirchweihbegrabens, welche das untere Bild veranschaulicht. Nachdem der Festjubiläum vom Sonntag bis Mittwoch Abend gewährt hat, zieht Alles mit Musik vor das Dorf, wo ein Loch in die Erde gegraben wird, in das man Wein schüttet, und einen Kuchen, wie ein paar farbige Bänder legt, um symbolisch das Ende der Festfreude anzudeuten. Während die Musik einen Trauermarsch spielt, wird dann die Grube geschlossen, und Alles zieht nun wieder in's Wirthshaus, um die Stunden bis Mitternacht noch so viel wie möglich bei Tanz und Schmaus auszunutzen.

und die dasselbe umgebenden Küstländer hierdurch für seinen Gebieter, den König von Spanien, und dessen Nachfolger symbolisch in Besitz zu nehmen, während die Seinen am Ufer im Gebete auf die Knie sanken. Am 19. Januar 1514 langten Balboa und die Seinen, mit Schätzen reich beladen, wieder in der Kolonie Santa Maria am Atlantischen Ocean an, wo sie von der jubelnden Bevölkerung im Triumphe empfangen wurden.

Geschäftige Diener liefen hin und her, klopfen und bürsteten, Andere stellten große Topfpflanzen zu gefälligen Gruppen zusammen, Mädchen und Frauen putzten Fenster und Thüren, und mitten in diesem Vorbereitungs-trubel stand der alte Schloßkastellan Schlüter, die Arbeitenden beaufsichtigend und leitend.

Soeben eine neue Anweisung gebend, wurde er des Intendanten der fürstlichen Schlösser, Grafen Münster, gewahr, der ihn zu sich heranwinkte und fragte, ob auch alle Anordnungen pünktlich ausgeführt seien.

Auf die bejahende Zusicherung des Kastellans fuhr der Graf fort: „Sie haben doch Räume gewählt, die von der ‚weißen Frau‘ gemieden werden? Man hat mir den Befehl überbracht, nur solche bereit zu halten.“ Napoleon hat jedenfalls schon von unserem Hausgeiste gehört und scheint abergläubisch zu sein.“

„Auch das ist besorgt,“ versetzte der Kastellan, „die Frage ist aber, ob sich die weiße Frau an die Befehle des Feindes ihres Hauses lehren wird. Wer kann ihr überhaupt Vorschriften machen?“ Sprach er weiter, wobei sein Gesicht einen festsam starren Ausdruck annahm, „wo wir sie gar nicht vermuten, da steht sie vor uns, und es ist wohl möglich, daß sie, erzürnt über die Demüthigungen, die der Bonaparte ihrem Hause zugefügt, ihm erscheint und —“

„Sind Sie toll, Schlüter? Schweigen Sie doch, wollen Sie sich denn um Kopf und Fragen reden?“ unterbrach Graf Münster den Kastellan, „Napoleon steht gerade jetzt größer wie je da und ist wieder auf dem Wege zu neuen Siegen. Die Russen, die es allein noch wagen, ihm zu trotzen, wird er auch zerschmettern und vernichten —“

„Vielleicht hat der liebe Herrgott nun ein Einsehen und zerschmettert den Usurpator selbst.“

*) Dieser von Napoleon erlassene Befehl ist historisch. Siehe: J. v. Minutoli, Die weiße Frau. Geschichtliche Prüfung der Sage zc. Seite 17.



Kirchweih in Schwaben.

1. Der Hammeltanz. 2. Das Kirchweihbegraben.

Das Schloßgespenst von Bayreuth.

Historische Erinnerung

von

Joseph Hintereker.

(Nachdruck verboten.)

Reges Leben und Treiben herrschte am 14. Mai 1812 im neuen Residenzschlosse zu Bayreuth, galt es doch den Kaiser Napoleon, der hier sein Nachtquartier halten wollte, würdig zu empfangen und zu beherbergen.

Die Entdeckung des Stillen Oceans durch die Spanier.

(Mit Bild auf S. 341.)

Die gegenwärtig durch das einstweilen in's Stocken gerathene Lessingsche Kanalunternehmen ein besonderes Interesse bietende Landenge von Panama wurde 1513 zum ersten Male durch den spanischen Konquistador Vasco Nuñez de Balboa überschritten. Dieser trat den kühnen Zug von der an der Nordseite der Landenge gelegenen Kolonie Santa Maria mit 190 spanischen Krieger, 1000 Indianern und einer Meute Bluthunde an und durchzog unter blutigen Kämpfen mit den feindlichen Indianerstämmen im Inneren den ganzen Isthmus, bis endlich der neu entdeckte Stille Ocean glücklich erreicht war. In voller Rüstung, das gezogene Schwert in der Rechten und ein Banner mit dem Bilde der heiligen Jungfrau und dem Wappen von Kastilien in der Linken, schritt Balboa, wie unser Bild auf S. 341 es darstellt, in das Meer hinein, um dieses



Balboa ergreift für den König von Spanien Besitz vom Stillen Ocean. (S. 340)

„Sie sind unverbesserlich,“ entgegnete der Graf, nun ernstlich erzürnt, „berichten Sie mir gefälligst.“

„Es ist Alles nach den Wünschen und Befehlen Euer Excellenz geschehen. Was ich thun konnte, habe ich gethan, habe sogar das Bild der weißen Frau nach dem anderen Flügel schaffen lassen und dort eingeschlossen. Es soll bei der Ankunft des Kaisers Alles zu seinem Empfang bereit sein.“

„Nun, desto besser, Schlüter! Wenn dann Alles recht komfortabel ist, können Sie jedenfalls auf eine Gratifikation von Seiten des Kaisers rechnen, denn, wie man hört, soll Napoleon recht freigebig sein.“

Mit diesen Worten entfernte sich der Graf, während Schlüter wieder an seine Arbeit ging, dabei vor sich hinbrummend: „Könnte mir noch fehlen, nehme kein Geld von dem Völkerschlächter, sähe ihn lieber im Monde, als hier in unserem schönen Schloß.“

Napoleon I. war in Bayreuth angekommen, jubelnd und Vivat schreiend hatten ihn die Bewohner der Stadt empfangen. Er war mit seinen Appartements zufrieden gewesen und hatte dies auch dem Grafen Münster nicht verhehlt.

Nun war das Souper schon lange vorüber und die Nacht hereingebrochen. Der Kaiser saß allein vor einem großen mit Karten und Plänen bedeckten Tische.

Tiefe Stille war im Schlosse, als ein lauter donnernder Schlag gerade über dem Kopfe des Kaisers ertönte. Napoleon unterbrach aufhorchend seine Arbeit und klingelte seinen Leibmameluken Kouslan herbei, der vom Kaiser nach der Ursache des Lärmens befragt wurde und, als er keine Auskunft geben konnte, den Kastellan Schlüter herbeiholen mußte. Er brauchte nicht lange zu suchen, sondern traf den bleichen und zitternden Schlüter in der Nähe der kaiserlichen Gemächer.

Nun stand der Kastellan in dieser Verfassung vor dem großen Schlachtengewinner.

„Was war das für ein Geräusch?“ frug der Kaiser barsch.

„O Sire vergeihen, es ist mir unbegreiflich, ich kann es gar nicht fassen und begreifen, hier in diesem Flügel —“

„Zur Sache, woher der Lärm?“ wiederholte Napoleon unwirsch seine Frage.

„Euer Majestät, dies Geräusch hat die weiße Frau, oder vielmehr ihr Bild verursacht!“

„Hat man denn meine Befehle nicht befolgt? Ausdrücklich verlangte ich Räume, die frei von jedem Spuk wären!“

„Bis auf den heutigen Tag hat sich die weiße Frau noch nie auf dieser Seite gezeigt, Sire. Das große schwere Bild, welches sie darstellt, habe ich heute Morgen nach dem anderen Flügel schaffen lassen und es dort eingeschlossen, und nun liegt es in der Gallerie über diesem Zimmer. Das Bild, zu dessen Beförderung aus einem Saal in den anderen sonst sechs kräftige Männer erforderlich sind, ist nun durch verschlossene Thüren, ungesehen von den Schildwachen herüber gekommen und ist da oben, wie über ein Hinderniß stolpernd, niedergefallen. Dies ist die Ursache des Geräusches.“

„Sind Sie dessen auch gewiß?“ fragte Napoleon nachdenklich.

„Bestimmt, Sire; wenn es Euer Majestät befehlen, will ich mit mehreren Dienern hinaufgehen, das Bild aufheben und wieder fallen lassen, damit Sie sich von der Gleichheit des Schalles überzeugen können.“

„Nein, lassen Sie nur, ich glaube es Ihnen. Uebrigens scheinen Sie nicht viel Respekt vor Ihrem Hausgeist zu haben, da Sie mit dessen Bild experimentiren wollen. Was ist es eigentlich mit dieser weißen Frau, Schloßgeister pflegen

ja gewöhnlich Geschichten zu haben, kennen Sie diese? Erzählen Sie!“

„Ach, Sire, es ist dies eine lange und traurige Geschichte. Die weiße Frau hieß zu ihren Lebzeiten Kunigunde von Orlamünde und wurde die Herrin der Pfaffenburg. Noch in jungen Jahren hatte sie nämlich den bedeutend älteren Grafen von der Pfaffenburg auf Befehl ihrer Eltern heirathen müssen, und als er nach einer sechs Jahre währenden Ehe starb, war seine Wittwe ein junges lebenslustiges Weib, nicht gewillt, ihre übrige Lebenszeit einsam zu vertruern.“

Sie schaute sich denn auch bald nach einem zweiten Gemahl um, und da fiel ihre Wahl auf Albrecht den Schönen, Burggrafen zu Nürnberg, den Stammherrn des Hauses Hohenzollern. Sie schickte ihm einen Boten und ließ fragen, ob er sich mit ihr verbinden wolle. Albrecht aber gab dem Boten zur Antwort: „Sagt Eurer Herrin, sie wäre recht liebenswerth, wenn nur vier Augen nicht wären, so aber kann es wegen der vier Augen nicht sein!“ Der Burggraf meinte damit die Augen seiner Eltern, welche der Frau v. Pfaffenburg nicht wohlgefinnt waren, diese aber dachte, er meine die Augen ihrer zwei Kinder aus der Ehe mit ihrem verstorbenen Manne. Sie brachte daher die unschuldigen Wesen um's Leben und gab dann dem Grafen Kunde davon, der aber die Mörderin voll Abscheu von sich stieß und dem Gericht anzeigte. Dieses entschied, sie sei mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu befördern. In demselben Gemach, wo sie ihre Kinder umgebracht, ging die Exekution vor sich. Bevor sie starb, that sie aber einen fürchterlichen Eid, daß sie sich noch über den Tod hinaus an dem Burggrafen Albrecht rächen und stets erscheinen würde, wenn Einer aus dem Geschlecht des Burggrafen sterben müsse. Dann legte sie ihr Haupt ruhig auf den Block, und der Nachrichten that, was seines Amtes war. Kurze Zeit darauf heirathete der Burggraf die schöne Beatrix von Hennegau, aber nach einigen Jahren starb er ganz plötzlich. Sein Ehegespons wurde eines Nachts wach von seinem Ruf: „Kunigunde, kommst Du schon?“ Dann ward es still und als auf das Angstgeschrei der entsetzten Gräfin Dienerschaft mit Licht kam, da lag Albrecht der Schöne todt auf seinem Bette. Seitdem erscheint nun bei jedem bevorstehenden Todesfalle im Hause Hohenzollern die weiße Frau, der Geist der Frau Kunigunde, in einem weißen Nachtgewande, darüber einen kurzen, mit Pelz besetzten Mantel und über Kopf und Gesicht einen schwarzen Schleier.“

„Nun, da diese weiße Frau der spezielle Hausgeist und Todesbote der Nachkommen des schönen Burggrafen ist, wird sie wohl andere Sterbliche in Ruhe lassen,“ meinte der Kaiser spöttlich lächelnd.

„O nein, Sire, sie ist auch schon Anderen erschienen. Wer ihr Mißfallen erregt, dem erscheint sie und heißt ihn zornig weggehen von hier, und sie ist mächtig in ihrem Zorn.“

„Ja, ich erinnere mich, daß meine 1809 hier einquartierten Generale über nächtliche Ruhestörungen klagten, auch erzählte mir Duroc, daß d'Espagne einen Kampf mit dem Schloßgeiste ausgefochten hätte,“ sagte Napoleon leise und gedankenvoll vor sich hin, und sich dann wieder an den Kastellan wendend, frug er: „Waren Sie schon hier, als General d'Espagne hier im Quartier lag? Wissen Sie, was damals passirte?“

„Zawohl, Sire, der General d'Espagne kam spät Abends hier an und hatte sich, nachdem ich ihn und seinem Gesolge Gemächer angewiesen, sofort zur Ruhe begeben. Nachts ertönte nun aus dem Schlafzimmer des Generals fürchtbares Geschrei; als die entsetzten Adjutanten und Diener hineineilten, fanden sie das Bett

des Generals, welches vorher an der Wand gestanden, jetzt umgestürzt in der Mitte des Gemaches, darunter aber lag der General. Als man ihn zu sich gebracht hatte, erzählte er, daß er, plötzlich wach werdend, gefühlt hätte, wie sein Bett sich bewegt habe. Als er aufgesprungen sei, habe das Bett bereits mitten in der Stube gestanden, und nun habe er auch die weiße Frau erblickt, diese habe sich aber sofort auf ihn geworfen und angefangen ihn zu wirren.“

Er habe sich tapfer gewehrt und im Kampfe mit dem Gespenst jedenfalls auch die Bettlade umgeworfen. Schließlich sei er aber doch unterlegen und habe das Bewußtsein verloren. Er beschrieb das Aussehen der weißen Frau ganz genau, und ich mußte ihn auch zu ihrem Bilde führen, kaum hatte er es angesehen, rief er: „Ja, das ist dies fürchterliche Frauenzimmer, ganz so ist sie mir erschienen!“ Noch in derselben Nacht quartierte er sich um und bezog das kleine Schloßchen Fantaisie. Am anderen Morgen aber erschien hier eine Abtheilung Soldaten, welche unter Aufsicht von Offizieren das Schlafgemach des Generals genau untersuchten. Sie lösten die Tapeten von den Wänden und hoben das Getäfel des Fußbodens auf, um eventuell geheime Thüren oder Versenkungen zu entdecken, fanden aber nichts dergleichen.*) Als man dem General Bericht darüber erstattete, sprach er düster: „Ihr Erscheinen hat jedenfalls meinen Tod zu bedeuten. Hier habe ich meine Todtenglocken läuten hören.“ Seine Offiziere versuchten ihm dies auszureden, er aber blieb dabei.“

„Und er hatte Recht,“ murmelte Napoleon. „Er starb kurze Zeit darauf, er fiel in der Schlacht bei Aspern. Es ist gut,“ wendete er sich an den Kastellan, „Ihre Erzählung war recht unterhaltend. Hoffentlich stört Ihr Hausgeist oder dessen Bild mich selbst nicht wieder.“

Nachdem der Kaiser nun Schlüter und auch Kouslan entlassen hatte, setzte er sich wieder zu seinen Karten und arbeitete weiter. Doch nicht mehr lange, bald stellte sich Müdigkeit ein, und Napoleon begab sich zur Ruhe.

Kaum eine halbe Stunde mochte vergangen sein, als des Kaisers Kammerdiener Constant, der im Vorzimmer schlief durch Nachzucken und Stöhnen erweckt und dann durch einen lauten Schrei in Napoleon's Schlafzimmer gerufen wurde. Der Kaiser saß aufrecht auf seinem Bette. „Constant,“ sagte er, „nun ist sie mir auch erschienen. Ich war noch nicht eingeschlafen, als ich sie langsam aus dem Fußboden emporwachsen sah. d'Espagne hatte Recht, als er hier nach Versenkungen suchen ließ. Rufe Kouslan, nehmt Lichter und seht, ob Ihr nicht etwas Aehnliches entdeckt.“

Doch vergeblich war alles Suchen der Diener, nichts Verdächtiges konnten sie finden, und Napoleon fandte sie wieder zur Ruhe, sich damit tröstend, daß er, aufgeregt durch die Erzählungen des Kastellans, wohl nur lebhaft geträumt habe.

Eine Stunde mochte etwa vergangen sein, als die beiden Diener abermals durch lautes Gepolter alarmirt wurden.

Entsetzt blieben Beide diesmal an der offenkundigen Thüre zum Schlafzimmer Napoleon's stehen. Das Bett war von der Wand abgerückt, auf demselben saß bleich, aber äußerlich ruhig der Kaiser. Der Nachttisch mit seinen Geräthen lag umgestürzt, das Licht war im Erlöschen.

„Diesmal war es kein Traum,“ sagte der Kaiser, auf die Verwirrung im Zimmer deutend. „Ich erwachte, als das Gespenst mein Bett mit Riesenkraft von der Wand abschob und es umzustürzen versuchte. Als ich es packen wollte, verging es förmlich in meinen

*) Historisch.

Händen, dann begann es sein Werk von Neuem, um, als ihr an die Thüre kamt, zu verschwinden. Da es nun die Anwesenheit von mehreren Personen nicht zu lieben scheint, werdet ihr bei mir wachen.“

„Zu Befehl, Sire,“ antwortete Konstant. „Doch werden wir unsere geladenen Pistolen zur Hand nehmen und wenn sich etwas zeigt, darauf Feuer geben.“

„Thut das,“ versetzte Napoleon, „doch sollen bei Gespenstern Pistolen nicht viel nützen. Solch' ein Ungeheuer ist unempfindlich gegen Pulver und Blei. Doch nun zur Ruhe!“

Ob die weiße Frau nun dachte, genug gethan zu haben, oder ob sie doch die Pistolen der beiden Diener fürchtete, sie zeigte sich in dieser Nacht jedenfalls nicht wieder, und Napoleon konnte, bewacht von seinen Getreuen, nunmehr ungestört des Schlafes pflegen.

Als sich der Kaiser am Morgen von seinem Lager erhob, war er verstimmt und bleich. Nicht wie sonst richtete er während der Toilette Scherzworte an seinen Kammerdiener, nur einige Male hörte ihn dieser murmeln: „Dies verwünschte alte Schloß! Dies infame Spuknest.“*)

Die Wagen für den Kaiser und sein Gefolge standen bereit. Napoleon schritt dem Ausgange des Schloßes zu, an dem sich die Diener, der alte Schlüter an der Spitze, versammelt hatten. Graf Münster stand mit tief abgezogenem Hute am Portal, als er vom Kaiser herangewinkt und folgendermaßen begrüßt wurde:

„Hat man Ihnen nichts über den Lärm dieser Nacht rapportirt? Sie scheinen nichts zu wissen. Nun, in Zukunft sorgen Sie für bessere, haltbarere Bildernägel,“ dann sich mehr an sein Gefolge wendend, sagte er großend: „Ein verwünschtes altes Schloß, ich werde nie wieder eine Nacht da zubringen!“*) Dann bestieg er seine Keisefalesche, und bald war der Kaiser und sein Gefolge den Augen der Nachschauenden entschwunden. Nun erst fand der ganz verblüfft dastehende Graf wieder Worte.

„Mein Gott, was hatte denn der Kaiser? Was ist denn diese Nacht vorgefallen?“

„Nun, was wird wohl passirt sein,“ erwiderte der Kastellan. „Gestern Abend hat sich die weiße Frau wieder einmal geregt. Ich hatte ihr großes Bild Morgens nach dem anderen Flügel schaffen und es dort im Kabinet neben dem Audienzsaal aufstellen lassen und Abends ist es wieder hier herüber gewandelt und über den Gemächern Napoleon's niedergefallen.“

„Aber das ist ja ganz undenkbar!“ rief der Graf. „Sie sagten mir doch selbst, daß Sie das Bild eigenhändig eingeschlossen und die Schlüssel in Ihrer Verwahrung hätten.“

„Gewiß, Euer Excellenz, aber ich sagte Ihnen auch, daß Schlösser und Riegel die weiße Frau nicht zurückhalten können. Der Beweis ist erbracht. Wollen Euer Excellenz sich die paar Treppen bemühen? Das Bild liegt in der Gallerie über den Gemächern, die Napoleon inne hatte.“

„Nein, nein, danke,“ erwiderte der Intendant. „Sollte aber das allein den Kaiser so mißmuthig gemacht haben?“

„Das glaube ich nicht. Gestern Abend ließ mich der Kaiser zu sich rufen, und ich mußte ihm die Geschichte der weißen Frau erzählen. In der Nacht hörte ich ein paar Mal Lärm. Heute Morgen ließ mich Napoleon wieder rufen, und ich mußte das Kostüm unseres Geistes genau beschreiben; als ich ihm den Vorschlag machte, sich das große Bild der Frau Kunigunde anzusehen, schrie er wüthend: ‚Nein, nein, ich will es nicht sehen! Verschont mich mit

eurem verwünschten Bild!‘ Er war ganz blaß, ich glaube, es wird sich ihm diese Nacht doch wohl die weiße Frau gezeigt haben.“

„Sie scheinen Recht zu haben,“ sprach Graf Münster, sich von dem Kastellan verabschiedend, und beeilte sich, das ihm nun auch unheimlich werdende Schloß zu verlassen.

Mit spöttischem Lächeln und Kopfnicken ging Schlüter dagegen wieder an seine Pflichten.

Am 2. August 1813 kam der Kaiser zum zweiten Male nach Bayreuth, wo man diesmal für ihn im alten Schloße Quartier gemacht hatte. Er erklärte aber bei seiner Ankunft, nicht in Bayreuth übernachten, sondern bis Plauen weiterfahren zu wollen, was auch geschah.

Als Napoleon schon sein Exil St. Helena bezogen hatte, lebte der alte Schlüter noch und erzählte noch manchem Besucher des Schloßes die Geschichte des hohenzollern'schen Hausgeistes und wie dieser auch dem Kaiser Napoleon erschienen sei.

Als der Kastellan aber im Jahre 1821 starb, fand sich in seinem Nachlaß ein langes weißes Frauengewand, ein kleiner pelzverbrämter Mantel und ein großer schwarzer Schleier.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine Audienz bei Papst Leo XIII. — Gelegentlich einer Reise nach Italien, die ich anzutreten im Begriff war, wollte ich nicht veräumen, den Versuch zu machen, eine Audienz beim Papst Leo XIII. zu erlangen. Um Zutritt zu erhalten, ist mindestens die schriftliche Empfehlung eines Bischofs oder des Gesandten desjenigen Staates, dem man angehört, erforderlich. Diese Empfehlung zur Audienz erlangte ich auf die Weise, daß ich dem mir bekannten, sehr freundlichen Bischof A. zu L. einen Besuch machte und ihn um Aushändigung eines Rekommandationsbriefes bat, welcher Bitte derselbe gerne willfahrte; außerdem erhielt ich noch ein Schreiben an Monsignore de W. zu Rom, welcher speziell gebeten wurde, mir zur Erreichung meiner Absicht behilflich zu sein. Sobald ich in Rom eingetroffen war, ging ich zu Monsignore de W. Dieser empfing mich zwar sehr freundlich, erklärte mir aber, ich käme zu spät, der Papst habe seit vielen Wochen keine Audienz mehr erteilt, werde jedoch morgen wieder einmal mehrere Herren und Damen empfangen. Die Personenliste sei jedoch schon abgeschlossen. „Doch ich werde noch einen Versuch machen,“ fuhr der liebenswürdige Herr fort, „ich will mit Monsignore R. reden. Morgen früh werde ich Ihnen dann Bescheid sagen, ob Sie noch nachträglich auf die Liste gebracht werden können.“

Am anderen Vormittag erklärte mir Herr de W., Monsignore R. habe mich noch nachtragen lassen, und ich möge mich nunmehr schleunigst in einen empfangsfähigen äußeren Zustand versetzen, was denn auch in der Weise erfolgte, daß ich mich in schwarze Kleidung warf; dann legte ich noch eine weiße Halsbinde an, meine Handschuhe aber fein säuberlich bei Seite, denn solche dürfen nicht angezogen werden, und begab mich zurück zu Monsignore de W., welcher mich bereits erwartete und um elf Uhr mit mir zum Vatikan ging.

An dem italienischen Polizeiposten vorbei, der dicht an der Grenze der großen Säulenhalle, mithin auch an derjenigen des Königreichs Italien steht, traten wir in die Halle und demnächst in den großen Eingangsthor, wo die deutsch redende Schweizerwache in der noch von Michel Angelo entworfenen farbigen Landknechtsuniform auf und ab schreitet. Wir befanden uns also jetzt auf dem Territorium des Papstes.

Nachdem wir die breite Freitreppe bis zum zweiten Stockwerk erstiegen hatten, gingen wir über einen großen inneren Hof, wo an den Ein- und Ausgängen päpstliche Gendarmen, welche fast ganz die Uniform der französischen Gendarmen tragen, die Wache halten. Eine dritte Marmortreppe führte uns an den Eingang des herrlichen Versammlungssaales, an dessen doppeltflügeliger Thüre Gardehellebardiere Posten stehen. Als Passirer zeigte Herr de W. mein Empfehlungsschreiben vor, und so gelangten wir denn in den Saal, wo bereits mehrere Herren und Damen anwesend waren. Für Letztere

ist als Anzug schwarzseidenes Kleid und schwarzer, nach hinten herabfallender Schleier nach römischer Art vorgezeichnet; Alle aber sind ohne Handschuhe. Rothgekleidete Kammerdiener gingen von Einem zum Anderen und sahen die Erlaubnißscheine oder Briefe durch. Nachdem der Zeitpunkt zum Eintritt in den anstoßenden Audienzsaal gekommen war, wurde die in der einen Ecke befindliche Flügelthüre geöffnet, worauf wir uns in denselben begaben; hier luden Kammerherren zum Niedersitzen ein.

Der Audienzsaal ist ein langer Brachtraum, ungefähr 10 Meter breit und 20 Meter lang, mit wundervollen Malereien und reichen Vergoldungen. Auf dem Boden liegt ein grüner Teppich, während die Gardinen und Draperien von rother Farbe sind. An den beiden Längseiten stehen zwei Reihen Bänke, letztere mit grünem Wollstoff gepolstert. So warteten wir eine gute halbe Stunde, während welcher Zeit große Stille herrschte. Endlich erschien ein Herr in schwarzem Frack und weißer Halsbinde, welcher am Bande um den Hals einen Orden trug, durchschritt bedächtig den Saal und musterte die Anwesenden, monach er sich wieder entfernte. Ungefähr fünf Minuten später wurde die Thüre, durch die wir eingetreten waren, geöffnet und es erschienen: drei Nobelgardisten, der Kommandant der vatikanischen Palasttruppen, der Papst in weißer Soutane und weißer Calotte, drei Kardinal, zwei Herren vom päpstlichen Hofe in schwarzem Civilfrack, worunter Derjenige, welcher kurz vor dem Eintreten des Papstes den Saal durchschritten und die Anwesenden in Augenschein genommen hatte. Der Ceremonienmeister gab ein Zeichen mit der Hand, und Alle knieten nieder. Der Papst ging sofort auf den Nächsten zu, reichte ihm die rechte Hand, deren Zeigefinger den großen goldenen Fischerring trägt, und fragte nach seinen Wünschen. So begab er sich weiter zum Zweiten, Dritten und so fort.

Sobald er sich zu den gegenüber befindlichen Herren und Damen wendete, richtete der schwarzbefrachte Ceremonienmeister an uns die Worte: „Bitte sich zu erheben.“

Nachdem Leo von Einem zum Anderen gegangen war, wobei einer der ihm folgenden Kardinal die Empfehlungsschreiben der einzelnen Audienzler einsammelte, durchschritt er mit seinem Gefolge die Mitte des Saales der Länge nach und begab sich zu dem am östlichen Ende aufgestellten Thronstuhl, auf welchem er sich aber nicht niederließ, sondern auf dessen Podium er, mit dem Antlitz zur Versammlung gewendet, stehen blieb und mit erhobenen Händen in lateinischer Sprache den Segen erteilte. Hierauf wendete er sich der in der oberen Saalecke befindlichen Flügelthüre zu, durch welche er mit sämtlichen Würdenträgern unseren Blicken entschwand. Der Ceremonienmeister, der zurückgeblieben, trat vor den Thronstuhl und sagte in italienischer Sprache: „Die Audienz ist beendet, die Versammelten können sich zurückziehen.“

Der Papst ist eine schlanke, hagere, leicht gebeugte Gestalt. Das scharf geschnittene Profil zeigt eine vor springende Nase, die Gesichtsfarbe ist fahl, und das Auge, aus dem große Klugheit und Entschlossenheit blüht, dunkel. Der Gesamteindruck der Züge ist ein vornehmer und achtunggebietender, und es war mir, als könne Leo sehr liebenswürdig und milde, aber, wenn es gilt, auch strenge durchgreifend sein. Beim Sprechen mit mir bediente er sich der französischen Sprache, des einzigen fremden Idioms, welches er, dafür aber auch meisterhaft, beherrscht.

Am Tage nach vorgeschriebener Audienz war es mir noch vergönnt, in den Gärten des Vatikans zu luftwandeln und die in denselben befindlichen Villen, Pavillons, Springbrunnen, Wasserfälle und Kunstpflanzungen zu bewundern. Diese Gärten werden für gewöhnlich immer geschlossen gehalten, und es bedarf einer besonderen Befürwortung, um den Zutritt zu erreichen. Als wir so dahinschritten, kam die Rede auch auf die gestrige Audienz, und mit Bezug darauf erzählte einer der Herren folgende Anekdote von Pius IX. Einige Jahre vor seinem Tode erteilte Pius IX. einmal mehreren Personen, worunter auch ein hoch aufgeschossener junger Engländer, die nachgesuchte Audienz. Als der Zeitpunkt gekommen war, wo der Papst den Anwesenden seinen Segen erteilt, welcher dem Ceremoniell entsprechend kniend entgegen zu nehmen ist, blieb der Engländer aufrecht stehen. Pius bemerkte dies, ging nach erfolgtem Segensspruch auf den Dastehenden zu und sagte zu ihm: „Mein junger Freund, warum erbitten Sie Audienz und beachten dennoch nicht die hier herrschenden Gebräuche?“

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: v. Minutoli 2c.

Unerschämmt, wie viele Engländer auf dem Kontinent, erwiderte unser Held: „Ich bin ein Engländer.“

„Nun, mein Sohn,“ erwiderte darauf der Papst dem Burschen milde, „der Segen eines Greises wird auch einem Engländer nichts schaden.“ [S.-H.]

Abnutzung des Goldes. — Man braucht nicht Karitätenansammlungen aufzusuchen, um an sorgsam behüteten Schmuckgegenständen und Tafelgeräth, an abgegriffenen Schnupftabaksdosen berühmter Männer, an dünn getragenen Armspangen und Ringen aus früheren Jahrhunderten, insbesondere aber an alten, zuweilen fast zu Papierdicke abgegriffenen Goldmünzen die Thatsache bestätigt zu finden, daß die Abnutzung des Goldes eine weit erheblichere ist, als man gewöhnlich annimmt. Das Gold ist bekanntlich eines der weichsten Metalle, nur wenig härter als Blei und zugleich so außerordentlich dehnbar, daß die Dicke des gebräuchlichen Blattgoldes oder Goldschlachts nicht mehr als $\frac{1}{9000}$ Millimeter beträgt. Gerade dieser Weichheit wegen kommt das Gold nur in Legirungen, in Verbindung mit anderen Metallen,

in den Verkehr, und zwar hauptsächlich entweder als Kupfer- oder Silberlegirung. Es ist begreiflich, daß unsere Münzstätten das größte Interesse daran haben, die Abnutzung der Münzen auf das Genaueste zu kennen; gleichwohl wurden erst verhältnißmäßig spät dieser wichtigen Angelegenheit eingehende Forschungen zugewandt, und zwar zuerst in England. John Herschel, der berühmte Astronom, der die Direktorsstelle der königlichen Münze zu London bekleidete, erkannte die überraschende Erscheinung, daß die Abnutzung des Goldes so erheblich ist, daß die Münzen der englischen Bank nicht länger als $33\frac{1}{3}$ Jahre in Umlauf bleiben dürften, ohne ihr „Bastirgewicht“ einzubüßen, das Gewicht, welches Goldmünzen mindestens noch haben müssen, um als vollwertig zu gelten. Erst 1882 bestätigte dann Martin, daß die englischen Sovereigns (= 1 Pfund Sterling = 20 Mark) jedes Jahr um 0,4325 Gran (ca. 4,5 Pfg. Geldeswerth) an Gewicht verlieren. Ein Jahr früher hatte Professor Soetbeer in Göttingen festgestellt, daß die jährliche Abnutzung unserer Goldmünzen 0,0204 dem Werthe nach beträgt und

daß die Doppelkronen 50 Jahre, die Kronen dagegen nur 25 Jahre in Umlauf bleiben können, ohne ihr Bastirgewicht einzubüßen. Welcher beträchtliche Verlust sich aus der Abnutzung der Tausende und aber Tausende im Weltverkehr befindlichen Goldmünzen summirt, ist ungeheuer. Wenn man annimmt, daß von sämtlichen umlaufenden Goldmünzen der zehnte Theil aus Goldmünzen bestände, so würden — wenn man die Berechnung amerikanischer Fachmänner zu Grunde legt, wonach von je 7 Millionen Dollars jährlich 15,000 Dollars durch Abnutzung verloren gehen sollen, und unter der Annahme, daß der Gesamtumlauf (außer 15,330 Millionen Mark Papiergeld) im Weltverkehr mit 24,360 Millionen Mark Baargeld statistisch richtig veranschlagt ist — alljährlich reichlich für 5 Millionen Mark Gold durch Abnutzung spurlos verschwinden. Sollte der zehnte Theil des Geldumfuges in Goldmünzen als zu hoch gegriffen erscheinen, so mag in dem Gesamtverluste der ganze übrige, aus Abnutzung von Schmuckstücken und dergleichen entstehende Goldabgang noch inbegriffen werden. Jedenfalls beläuft sich der all-

Humoristisches.



In der Bildergalerie.

Fräulein: Das Loos eines Soldaten ist doch recht hart! Wenn ich mir denke, in der Schlacht von einer heimtückischen Kugel dahingerafft zu werden —
Lieutenant: Ich bitte Sie, gnädiges Fräulein, das ist Alles Gewohnheit!



Der schlaue Bettler.

Bettler: Haben Sie vielleicht auf dem Wege Ihre Börse verloren?
Herr (in die Tasche greifend): Nein, ich habe sie noch bei mir.
Bettler: Na, das ist ein rechtes Glück; — dürfte ich Sie dann um eine kleine Gabe bitten?

jährlich nur durch Abnutzung der Goldmünzen verursachte Verlust auf recht ansehnliche Summen, deren Atome „in alle Winde“ verstreut und für alle Zeiten verloren sind. Da mag es immerhin ein gewisser Trost sein, zu vernehmen, daß die gegenwärtige, alljährliche Goldproduktion der Erde auf nicht weniger als 898,550,000 Mark veranschlagt wird, so daß jener Verlust dieser ungeheuren Summe gegenüber nur wenig in Betracht kommt. Schade nur, daß trotz dieses Riesenzuwachses Niemand in der Welt dadurch auch nur um das Geringste reicher wird, denn mit der Goldproduktion hält gleichen Schritt die Geldentwerthung. [A. St.]

Ein aufmerksamer Wirth. — Der Vicekönig von Irland, Lord S., gab den Landständen eine große Mahlzeit und lud alle Edelleute der Provinz dazu ein. Während des Essens bemerkte der aufmerksame Wirth, daß einer der Gäste ein ganzes gebratenes Huhn in seine Tasche practicirte. Sonst recht gastfrei, verdroß ihn doch diese Habsucht. Er lief rasch hinaus, holte eigenhändig eine Saucière voll glühend heißer Sauce, trat an den diebischen Gourmand heran und sagte verbindlichst: „Das Hühnchen, mein Herr, möchte Ihnen doch bis zum Abend zu trocken werden; erlauben Sie, daß ich Ihnen etwas Sauce darauf thue!“ Und damit goß er ihm die ganze Saucière in die Tasche. [M. H.]



Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 44.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 42:
Was un're Bekannten zuerst und wir selbst zuletzt bemerken,
ist, daß wir alt werden.

Charade.

Die Erste ist den Sternen eigen,
Dem Mondenschein, dem Sonnenlicht;
Die Perle hat sie und das Auge,
Und manches schöne Angesicht.

Wem meine letzten Zwei gegeben,
Der stehet fest im Streit der Welt;
In harter Arbeit, wie im Kampfe
Bleibt Ueberwinder er und Held.

Das Ganze hat im Bügelzimmer
Dem Dienst der Hausfrau sich geweiht,
Und hält die Kräfte seiner Silben
Für Vieles, das Dich schmückt, bereit.
[Claire v. Glümer.]

Auflösung folgt in Nr. 44.

Auflösungen von Nr. 42:

des Versetzungs-Räthfels: Bauer, Eisen, Grnf, Lorj, Dajer, Otter, Bafe, Elba, Natal (Beethoven);
des Logogriffs: Laube — Laune — Lauge — Laute.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben
von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.